zischend und wässernd gegen die gierigen Flammen: Krieg. Ein schwelendes Licht warf matte Schatten über eine Landkarte. „Hier und hier . . . "

Der Finger des Hauptmanns hüpfte über die Karte, dem Obersten die Stellungen weisend. Der dumpfe Einschlag einer Granate hinter dem Graben ließ alle aufhorchen.

„Gestatten Herr Oberst, daß die Patrouille sich aufmacht. In einer Stunde setzt das Beunruhigungsfeuer des Feindes ein . . . "

„Glück auf, und geht mit Gott!"

„Danke gehorsamst, Herr Oberst!"

Vier Mann krochen gleich Schlangen über die Brüstung des Grabens und verschwanden im Dunkel, in der Totenstille. Klappernd zog der Posten seinen Mantel enger um die kalten Schultern . . .

Arme Kameraden!

Fest drückten sich die vier durch die gewundene Sturmgasse im Drahtverhau. Weit auseinandergezogen, näherte sich die Patrouille jetzt dem Drahtverhau des Feindes. Langsam, unhörbar, Schritt für Schritt, wie Katzen auf dem Raubzug. Endlos schienen die Sekunden, bis der geflüsterte Befehl von Mund zu Mund ging, bis er den vierten Kameraden erreichte.

„Geht mit Gott", hatte der Oberst zum Abschied gesagt. Der schönste Ansporn. Gottes Hand lag schwer auf den Menschen, und dennoch: Gott ist gerecht, er hilft den Pflichtgetreuen. Ein jeder einzelner steht in seinem Schutz. Er allein bestimmt das Ende.

„Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!. . " Die Pistole in der kalten Hand zitterte. Todbringendes Eisen barg sie in dem kühlen Lauf, bereit, dem Feinde es in die Brust zu jagen, dem schwarzen, dem braunen, dem gelben, dem weißen Feinde, der hinter dem Drahtverhau auf der Lauer lag.

Blinkend strahlt der Weihnachtshimmel — ewiges Leuchten, unberührt von jenem kleinen Geschehen auf einer winzigen Erde.

Weihnacht, heilige Nacht, du herrlichstes deutsches Fest, du Symbol des Friedens, der Freude, der menschlichen Glückseligkeit. Das vierte Mal erscheinst du schon, und immer ist noch Krieg. Harter, grausam harter Krieg. Wirst du bei deiner Wiederkehr den Frieden bringen, der Menschheit dein höchstes Geschenk, das größte deiner Wunder? Noch ist der Friede unter den Völkern fern, aber auch er wird kommen, wenn die Zeit da ist. und wenn wir noch ein Jahr geben müssen dem Vaterlande in Treue und Liebe.

Und in dem Heimatdörfchen, weit, weit hinten . . brannten die Kerzen am Weihnachtsbaum . . . wurden vielleicht gerade ausgelöscht . . . schlief ein Mädchen in der heiligen Nacht mit dem Gedanken an den Einen, der unter den namenlosen Helden fürs Vaterland sein Leben einsetzte. Nur diesen Einen meinte das Mädchen, wenn es „Soldaten" sagte, nur an den Einen dachte es mit krampfendem Herzen, wenn die Verlustlisten kamen.

Ahnte es, daß dieser Eine ebensetzt, als unsichtbare Himmelsglocken die Heilige Nacht einläuteten, in drohendster Gefahr war? — — —

Ein scharfer Abschuß irgendwo, ein tiefes Brummen ließen den jungen Führer zusammenfahren. Ah — die Erde war kalt — hier lag ein Gewehr — da, ein Messer — verlorene Feldflaschen — ein zerschossener Tornister. Und dort . . . Leichen . . . Beim letzten Sturm gefallene Kameraden, die schon seit Wochen hier lagen. Keiner vermochte ihnen die letzte Ruhestätte zu geben, wenn er nicht selbst dem Tode verfallen wollte. Die Krähen nur hackten das von Ratten zerfressene Fleisch von dem Gerippe und Würmer durchkrochen die verwesenden Gestalten.

Geduckt, gekrümmt, wie im Anschlag, lagen sie hier, fünf, zehn, zwölf, zwanzig . . . Und zwischen ihnen hindurch zog junges, blühendes Leben, nahm die Patrouille ihren Weg.

Ein leises „Halt!" ließ die vier Kameraden Atem holen: zwei Minuten Ruhe! Dann gings wieder fünf Minuten vor, wie seit einer halben Stunde schon. Seit einer halben Stunde? Stunden schienen den Vieren vergangen zu sein, seit sie den Graben verließen . .

Einer von ihnen kam dicht neben einen der Toten und verharrte hier bis zum nächsten Kommando.

Rote und grüne Leuchtraketen stiegen wie gespenstische Flatterkegel auf und warfen ihren magischen Lichtkegel auf die Erde.

Noch enger preßten sich die Vier an den eisigen Boden; jetzt halten die Feinde Ausschau, gleich folgt eine Salve Artilleriefeuer! Die kleinste Bewegung kann zum Verderb werden.

Knatternd verlöschen die Leuchtkugeln, blitzender Feuerschein am Horizont meldet den Abschuß, und langsam folgte dumpfgrollend der Donner der Batterie. Weit nach hinten heulten die Granaten.

Dann wieder Totenstille — — weit nach rechts bellte ein Maschinengewehr kurz und trocken.

„Weiter . . . pst . . . weiter, Kamerad!" Die Patrouille setzt sich wieder in Bewegung. Gleich war der feindliche Graben erreicht, doppelte Vorsicht war not.

„Halt!"

Wo war der Vierte? Flüsternde Rufe . . .

Da! Zehn Schritt rückwärts, wo eben die Patrouille gelegen hatte, ein wildes unmenschliches Heulen, eine tanzende Gestalt. Ein Zusammenschrecken der drei, ein kurzes Kommando: „Kehrt — — Sprung auf — — marsch!" Donnernd schlugen die eisenschweren Stiefel auf den klingenden Boden. „Hinlegen"!

Noch einen Atemzug Totenstille, die eisig-bang sich um das Herz legte . . . dann brach die Hölle los. Leuchtkugeln erhellten den ganzen Abschnitt wie Tagessonne, Handgranaten krachten und zerschmetterten sich in tausend sausende Splitter, Gewehrfeuer schlug auf, und inmitten des tosenden Lärms, des furchtbaren Kugelregens sprang der vierte Kamerad umher, teuflisch grinsend, schreiend, Wahnsinn in den Augen.

Durch Mark und Bein drang der höllische Schrei:

„Er hat mir seinen Finger geschenkt, huhu, hu . . ."

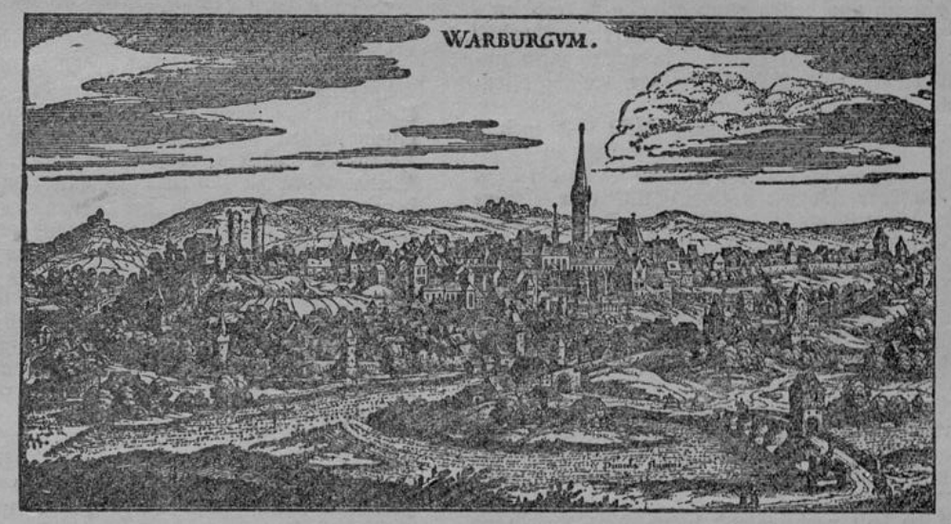
Der Ärmste hatte die neben ihm liegende Leiche für seinen Kameraden gehalten und sie, als auf seinen Anruf keine Antwort kam, angefaßt, um den vermeintlich Eingeschlafenen zu wecken. Das nur noch lose auf den Knochen sitzende Fleisch des Toten blieb ihm dabei in der Hand hängen, und die entsetzliche, furchtbare Erkenntnis seiner Berührung hatte ihm den Verstand geraubt. Fürchterlich war er anzusehen, wie er sprang, lachte und tanzte in dem rasenden Gewehrfeuer — die Kugeln trafen ihn nicht. Und dann . . . . ein einzelner peitschender Knall, und der Wahnsinnige fiel vornüber, zuckte noch einmal auf und verstummte . . .

Nach endloser Zeit, als sich allmählich alles wieder beruhigt hatte, krochen die Drei zu ihren Kameraden. Da lag er. In die Erde verkrallt, in seinem letzten Schlaf. Das Gesicht zeigte dieselbe teuflisch grinsende Fratze.

Der junge Patrouillenführer steckte die Pistole fort. Zum ersten Male im Krieg stiegen ihm Tränen in die Augen . . .

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 2 — 7. Januar 1928 — 3. Jahrgang

Als ich noch Prinz war...

Roman von Paul Hain.

(22. Fortsetzung) Urheber-Rechtsschutz Verlag Oskar Meister, Werdau Sa. (Nachdruck verboten)

Der Empfang war allerdings mehr als „würdig". Therese hatte ein gesellschaftliches Ereignis daraus gemacht. Gesellschaften — sie waren ihr Lebenselement. So hatte sie eine Unmenge Gäste geladen — ganz ohne Gäste kam sie übrigens nie aus — auch die Herzogin war natürlich anwesend. Sie war, seit der Wald unter der Frühlingssonne ein neues Gewand anzuziehen begann, überhaupt in das Jagdschloß übergesiedelt, das in der Zeit vor der Hochzeit vollkommen renoviert und mit allen Behaglichkeiten ausgestattet worden war. —

Therese empfing ihren Gatten in großer Toilette in der Halle.

„Endlich — mein lieber Ferdi!

Sie küßte ihn flüchtig. Mit der feinen Zurückhaltung der großen Dame, die noch mehr als Zärtlichkeiten im Kopf hat. Aber doch flammte Stolz in ihren Augen beim Anblick der stattlichen, eleganten Erscheinung ihres Mannes. Es gab wenige Männer in der Gesellschaft, die ihm in seiner äußeren Vollkommenheit gleichkamen. Nach besonderen, hochwertigen, inneren Qualitäten fragte sie nicht so viel. In dieser Beziehung wäre ihr ein Mann, der geistig unter ihr stand, vielleicht sogar willkommener gewesen.

„Du hast Gäste?"

„Ja — und sie warten schon voll Sehnsucht auf dich. Du wirst viel gute Bekannte unter ihnen finden. — Denke dir, Graf Czerny mit seiner Gattin ist auch da. Er hält sich schon seit zwei Wochen bei uns auf. Charmant! Nächste Woche soll die erste Fuchsjagd sein. Du — es wird dir prachtvoll gefallen. Du kennst dich hier ja noch gar nicht recht aus. Die paar Wochen nach unserer Hochzeit, die du hier warst, konntest du dich ja nicht richtig umtun. Und dann kam gleich die dumme Geschichte in Wien. Ist denn nun alles gesund?"

Er war fast benommen von ihrer schnellen Rede, die alles durcheinanderwarf, was sie interessierte.

„Ja, danke — sonst hätte ich ja noch nicht kommen können. So — also viel Besuch! Nun — gestatte, daß ich erst in meine Zimmer gehe und mich umziehe. Gott — die Musik —"

Man hörte den klirrenden Rhythmus einer Kapelle, die spielte.

„Aber ja, Ferdi. Ich habe Jean schon orientiert. Dein Leibdiener hier — du erinnerst dich? Er hat schon das Bad angerichtet. Und wird dir nachher allein servieren —"

„Das tut nicht not. Ich habe unterwegs hinreichend gespeist. So weit war ja auch die Fahrt nicht. Die sechs Stunden waren keine Ewigkeit. Also — auf Wiedersehen, Therese —"

Sie warf ihm eine kokette Kußhand zu — er verschwand schon auf der Treppe zum oberen Geschoß. Dort stand bereits ein Diener und wartete, um ihn zu seinen Zimmern im linken Flügel des ausgedehnten Schlosses zu führen. —

Jean hatte schon den Gesellschaftsanzug herausgelegt. Alles lag bereit. Das Bad war wohltemperiert.

„Nun ja — man ist ein Prinz —," dachte Karl Ferdinand. „In Wien — in den Baracken — in den Krankenhäusern war andere Luft. Man kam monchma' tagelang nicht aus den Kleidern heraus."

Er zog sich um.

Vom Fenster seines Schlafzimmers aus konnte er über den Schloßhof in den Wald sehen. Die ersten Sterne entzündeten sich am Himmel. Im Hof standen, unter dem weit vorgebauten Dach des Schuppens, zahlreiche Autos. Alles elegante Reisewagen. Manche wappengeschmückt.

Ach ja — die vielen Gäste! Die Autos hatten in den Garagen nicht mehr Platz. —

Karl Ferdinand wandte den Blick ab und sah wieder in den Wald. Leise wiegten sich die Wipfel im Frühlingswind. Es rauschte bedächtig hin und her.

Und die Sterne funkelten.

Da klopfte es an der Tür.

Er fuhr erschrocken herum. Hatte er sich versäumt? Ach — die Pflicht! Hausherrenpflicht — aufgedrängte!

Jean öffnete.

„Ihre Durchlaucht läßt fragen, ob Durchlaucht schon —"

„Ja!" schrie der Prinz in plötzlichem Zorn. „Die Durchlaucht ist so weit, sich den Gästen zu präsentieren!"

Der Diener stand erstarrt in Devotion. Kein Muskelzucken im Gesicht. Ein tadellos diszipliniertes Lakaiengesicht.

Karl Ferdinand schritt an ihm vorbei. Er nahm sich keine Zeit, noch einmal in den Spiegel zu sehen. Langsam stieg er die Treppe nach unten.

In den unteren Gesellschaftsräumen herrschte buntes Leben. Karl Ferdinand hatte reichlich zu tun, allen die Hand zu drücken. Man freute sich allseitig, ihn wieder zu sehen, und die Herzogin von Waldburg zeigte sich von ihrer be-

strickendsten Seite, wiewohl sie ihm seine „Starrköpfigkeit", mit der er die geplante, kostspielige Hochzeitsreise seinerzeit abgelehnt, nicht vergessen hatte.

Endlich kam er in dem Trubel einigermaßen zur Ruhe und war so ungefähr im Bilde, wer von all den Gästen im Schlosse wohnte und wer nur für heute geladen war. Er setzte sich mit Czerny und dessen Frau zusammen, froh, endlich zu geruhigem Plaudern zu kommen. Therese tauchte bald hier, bald dort auf, stets von einem kleinen Schwarm unermüdlicher Anbeter umgeben, eine Staffage, die ihr offenbar wohl gefiel.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Ferdi —," meinte Czerny, der das Monokel mit vollendeter Grazie zu handhaben verstand. „Du — ich habe in Ungarn — da bei Ofen herum — wunderbare Wochen verlebt. Und eine richtige Wolfsjagd habe ich mitgemacht im Winter. Du hast dabei gefehlt. Also — fabelhaft aufregend. Uebrigens — ich hörte — bei euch ist auch Fuchsjagd angesagt. Mit Damen —"

Die junge Gräfin klatschte entzückt in die Hände. Sich im roten Reitdreß zu sehen, war ihre besondere Koketterie.

„Ich befürchte, ich werde das Schießen in Wien verlernt haben —," sagte der Prinz lächelnd. „Ich hatte zuviel mit Pinzetten und Chloroform zu tun —"

„Ach so — du bist ja der reine Humanitätsapostel geworden," gab Czerny lachend zurück. „Auch 'ne Passion. Ueberhaupt — du hast dich sehr verändert, scheint mir. Donnerwetter — ordentlich Falten schon um den Mund. Und weißes Haar an den Schläfen."

„Ja — man ist halt verheiratet," suchte Karl Ferdinand zu scherzen.

Die Gräfin drohte ihm mit dem Finger.

„Davon wird man doch im allgemeinen j ü n g e r!"

Czerny lachte laut heraus.

„Sollt' ich auch meinen!"

Der Prinz trank sein Glas aus, um eine leichte Verlegenheit zu verbergen.

„Nun — im Sommer wirst du wieder aufblühen, Ferdi. Wenn wir durch Italiens Herrlichkeiten wandern —"

„Wie? Wir?"

„Nun ja. Deine Gemahlin und wir haben schon alles durchgesprochen. Wir fahren zusammen im Juni los. In Nizza —"

„Also — k e i n e Ahnung, bester Czerny!"

„Na — umso angenehmer die Ueberraschung!"

In diesem Augenblick näherte sich Therese. Es war Zeit, sich wieder einmal bei ihrem Gatten sehen zu lassen. Karl Ferdinand sagte freundlich:

„Ich höre eben — du hast da schon einen Plan für eine Sommerreise entworfen —"

Sie setzte sich neben ihn.

„Hatte ich's dir nicht geschrieben?"

„Keine Spur."

Sie lachte hell.

„Na — dann muß es schleunigst nachgeholt werden. Graf Czerny, fahren Sie fort."

„Also in Nizza Aufenthalt. Teilnahme unserer lieben Frauen und meiner Wenigkeit am Tennisturnier. Da gibt's was zu sehen, Ferdi. Fabelhaft. Die Suzanne Lenglen wird auch da sein, die französische Meisterin. Die muß man endlich mal gesehen haben. Dann über Genua nach Florenz, wo in diesem Jahre das neue, gewaltige Amphitheater eröffnet wird, mit einem Festspiel d'Annunzios! In Rom — nächste Etappe! — ist immer was los. Besuch meines alten Freundes, des Conte di Merino. Und von dort aus gondeln wir mit dessen Segeljacht nach Sizilien. Fabelhafte Fahrt. Es wird ungeheuer amüsant werden."

Karl Ferdinand nickte leichthin

„Allerdings! Ungeheuer interessant!"

Und dachte bei sich: „So was nennt man dann also Lebensinhalt! Wunderbar! Und inzwischen rackern sich Millionen von Menschen ums tägliche Brot ab und ganz Wien, das arme, klägliche Wien, ist froh, wenn es abends im Prater oder in Grinzing mit dem Karussel fahren und im Garten tanzen kann!"

„Es ist dir doch recht so?" fragte Therese. „Ueber Einzelheiten können wir ja noch reden. Ich freue mich riesig schon darauf."

„Ja, natürlich ist es mir recht! Es ist ja wohl nicht standesgemäß, im Sommer über zu Hause zu bleiben, wenn man es schon im Winter tun mußte —"

Er verbarg den Sarkasmus seiner Worte hinter einem Lächeln. —

Eine Weile saß er noch mit den andern zusammen, dann sagte er:

„Nun müssen Sie mich für heute schon entschuldigen. Ich bin doch noch etwas angestrengt von der Reise und will mich früh zur Ruhe begeben. Morgen sehen wir uns ja wieder."

Therese begleitete ihn bis zur Halle.

„Ich bin froh, daß du wieder bei mir bist, Ferdi."

Er küßte sie auf die Stirn.

„Gute Nacht, Ferdi —"

Er stieg nach oben. Aber er blieb noch lange wach.

Wie sollte nun alles werden? Die Leitung der Kinderklinik in Wien hatte er fürs nächste seinem getreuen Helfer, einem jungen, erprobten, ehrgeizigen Arzt, Dr. Hillermann, übergeben. Aber er dachte nicht daran, nun nur noch ein — Prinzenleben zu führen. Mochten das die andern tun, denen es genug war, „auf Reisen zu sein", sich zu vergnügen, oder Sport aus Langerweile zu treiben. Er fühlte — er würde das nie können. Er hatte zu stark den Atemzug einer neuen Zeit gespürt und die Vergangenheit war ihm fremd geworden. Es war für ihn selbstverständlich, daß er sich — auch hier, in der Kreisstadt — einen neuen, ärztlichen Wirkungskreis schaffen mußte. Therese würde, wenn er ihr von diesem Plan sagte, allerdings wieder die Augenbrauen hochziehen und die Nase rümpfen.

Mochte sie nur!

Er würde seine Pflichten ihr gegenüber nicht vernachlässigen. Das — m u ß t e ja sein! Es war nun mal ein halbes, verpfuschtes Leben, in das ihn das Schicksal hineingetrieben hatte. Man mußte sich fügen. —

Die nächsten Tage waren reichlich angefüllt mit Geselligkeit und allerlei Unterhaltung. Denn die Gäste im Schloß waren ja schließlich gekommen, um unterhalten zu sein. Karl Ferdinand fand kaum eine ruhige Stunde, um sich mit Therese einmal allein zu unterhalten. Und als es endlich so weit war und er ihr von seiner Absicht, in der Stadt eine Praxis zu eröffnen, erzählte, da fielen von ihren Lippen auch schon die Worte, die er geahnt hatte.

„Du wirst dich noch einmal lächerlich machen, Ferdi. Man spricht schon hier und da von deinen neuzeitlichen Neigungen — und nicht gerade in ernsthaftem Ton. Du bist doch kein junger Leutnant mehr, dem man manches übersieht, wenn's nicht immer dem Stand entspricht."

Er kniff die Lippen zusammen.

„Du hast dich sehr verändert, Therese —"

„Ach — Torheit. Ich bin eben kein Mädchen mehr. Ich bin die Prinzessin Branzell. Ich will — meiner Stellung entsprechend — mein Leben genießen. Wir sind doch Gott sei Dank kein zugrundegegangener Adel — wie das in Rußland der Fall ist. Dort mag man anders denken — m ü s s e n!"

„Streiten wir uns nicht, Therese. Du siehst hübsch aus, wenn du lächelst —"

Es war ein mühsames Kompliment.

„Aber damit wirst du dich abfinden müssen, daß ich auch hier praktiziere. Es gibt genug kranke Menschen, die einen — billigen Arzt gebrauchen können —"

„Und — die Sommerreise? Willst du etwa wieder herausfinden, daß auch hier eine katastrophale Krankheit ausgebrochen ist?"

Da mußte er wider seinen Willen lachen, und Therese lachte über ihren Scherz mit.

„Nein, nein, Gott behüte. Die Reise machen wir natürlich. Das ist selbstverständlich. Du sollst dich über mich nicht mehr zu beklagen haben. Nur — du mußt mir auch meine Passion lassen, wenn ich bitten darf."

„Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und nun ähnelte sie ein bißchen der Prinzessin Therese, die einst mit ihm in Grinzing einen späten, verhängnisvollen Sommerabend hindurch getanzt hatte.

„In Gottes Namen denn, Ferdi — wenn du's nicht lassen kannst! Später wird sich das ja schon geben!"

E. berührte leise ihre Lippen.

Erinnerung stieg auf.

Aber da veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts auch schon wieder und wurde kühl und herbe. Sie war wieder die, die sie im Innersten war.

„Vergiß nicht, wir machen heute eine Autopartie zum Ulengrund. Das Wetter scheint es gewußt zu haben, — es ist ordentlich warm —"

„Ja — der Mai meint es gut. Alles sprießt und blüht draußen."

Er reckte sich hoch auf. Zog Therese näher an sich. Sie lächelte nachsichtig.

„Du — meine Frisur — ich kann meine Zofe nicht den ganzen Tag für mich haben bei dem vielen Besuch."

Die Pfeife.

Eine kleine Geschichte von W. Kleeberg.

Pfeifenrauchen ist zwar nicht mehr zeitgemäß, aber, mag man mich darum unmodern und altväterlich nennen, ich rauche nach wie vor am Schreibtisch die „Lange" . . .

Meine Frau geht ab und zu und nimmt den Möbelstücken, Bildern und allem, was Staub ansetzt, die hauchdünne Schicht.

„Du, hör mal, was ist das eigentlich für eine alte Pfeife hier? Ich sah Dich noch nie aus ihr rauchen! Wenn sie nicht mehr zu brauchen ist, kann ich sie doch in den Mülleimer werfen?"

„D i e Pfeife in den Mülleimer? Nein! Auch wenn ich aus ihr nicht mehr rauchen kann!"

„Aber warum denn nicht?"

„Es ist meines Vaters letzte Pfeife!"

*

Ich schließe die Augen und wandere durch das Zeitgeschehen rückwärts. Um Jahre!

Sommerferien im Elternhause. Ich fühlte, daß es die letzten waren, in denen Vater und Sohn miteinander plaudern.

Im Nachmittaas-Sonnenschein sitzt mein Vater vor dem Hause. Hinter ihm rankt am Spalier der Wein, den er einst aus einer Bacharacher Rebe großzog. Neben ihm blühen prächtige hochstämmige Rosen, duften schwer die Reseden. Dazwischen der alte Mann, den der unerbittliche Tod schon gezeichnet hat.

Als ich um die Hausecke biege und dieses Bild sehe, rufe ich erstaunt: „Sieh an, Vater, Dir schmeckt die Pfeife wieder? Gib acht, nun geht's wieder bergauf mit Dir!"

Da lächelt der alte Mann; ein feines Lächeln ist's, in wissendem Antlitz, halb verdeckt vom grauen Vollbart. Auch die Augen lächeln mit, beinahe listig. Nun noch ein ganz zartes Rauchwölkchen, und dann höre ich die leise gesprochenen Worte: „Ich wollte Dir eine Freude machen!"

*

Lebend habe ich meinen alten Vater nicht wieder gesehen, aber seine letzte Pfeife hängt an meinem Brett. Sie bleibt auch dort! In traulichen Dämmerstunden, wenn die Geister vergangener Zeiten durchs Zimmer flattern, ist's mir, als sähe ich sein letztes Lächeln, auf einem eingefallenen Antlitz, um einen Mund, der mühsam die Pfeife hält

Gegensätze, die sich — nicht berühren.

Die forschenden Wissenschaften, vornehmlich Physik und Chemie auf der einen, Astronomie auf der anderen Seite, kommen mit den Maßeinheiten des täglichen Lebens, Millimeter, Zentimeter, Meter und Kilometer nicht aus. Die Physik schuf sich als neue Einheiten das Mikron, den tausendsten Teil eines Millimeters, sowie das Millimikron, den tausendsten Teil eines Mikrons, und benannte sie kurz mit den griechischen Buchstaben My und Mymy. Die Astronomie mißt die Entfernungen nach Lichtjahren. Ein Lichtjahr stellt die Strecke dar, welche die Lichtwellen in einem Jahre durcheilen. Da diese in der Sekunde schon 300 000 Kilometer zurücklegen und das Jahr etwas über 31½ Millionen Sekunden hat, ergibt ein Lichtjahr eine Entfernung von beinahe 9½ Billionen Kilometer. Etwas näher kommt diese gewaltige Zahl unserem Begreifen, wenn wir sie in Abschnitte zerlegen, die dem Abstand der Erde von der Sonne entsprechen. Um diesen zu überwinden, braucht das Licht etwa 8 Minuten. Daraus läßt sich das Lichtjahr auf 65 700 Sonnenentfernungen berechnen. Auf beinahe unfaßbare Zahlen kommt man aber, wenn man das Lichtjahr in Beziehung zu der oben angeführten kleinsten Maßeinheit, dem Mymy setzt. Da wir die Inflation miterlebt haben, können wir es immerhin versuchen, uns einen Begriff von dem Ergebnis zu machen. Drückt man die durch ein Lichtjahr gekennzeichnete Entfernung in Mymy aus, so erhält man die Zahl 95 mit dreiundzwanzig Nullen, die etwa als 9500 Milliarden Billionen zu bezeichnen wäre. Man braucht sich nur noch vorzustellen, daß die Astronomie mit Millionen Lichtjahren rechnet, die Physik andererseits das Mymy häufig noch unterteilen muß, um zu verstehen, daß es keine Kleinigkeit ist, mit solchen „Größen" zu rechnen. Fr.

Wie entsteht das Reispapier?

Reispapier wird nicht, wie sein Name zu sagen scheint, aus Reis gewonnen, sondern aus dem weißen Mark eines auf der Insel Formosa (Japan) sehr verbreiteten Baumes. Die Herstellung dieses „Papiers" erfordert eine ganz unheimliche Geschicklichkeit. Dabei finden die einfachsten Werkzeuge Anwendung: ein glatter, nicht sehr großer Stein und ein etwa fünf Zentimeter breites Messer mit kurzem Holzgriff und einer dreißig Zentimeter langen Klinge, die am Rücken bis zu einem Zentimeter stark, dabei aber rasiermesserscharf geschliffen ist. Der Arbeiter legt nun ein Stück des zylinderförmigen Baummarks auf den Stein und rollt es mit der linken Hand so lange hin und her, bis es richtig liegt. Unter unausgesetztem Rollen bringt er jetzt die Schneide des Messers mit der Rechten an die Oberfläche des sich drehenden Zylinders, der dabei zusehends kleiner und kleiner wird. Schließlich ist er ganz verschwunden, und auf dem Steine liegt ein weißes Viereck von ebenmäßiger Dicke: die scharfe Klinge hat das zylinderförmige Stück Mark zu einem dünnen Bogen abgeschält. Nun müssen nur noch die Kanten glatt geschnitten werden, und ein tadelloser Bogen Reispapier ist fertig.

Gedanken und Bedenken.

Von Richard von Schaukal.

Alle wirksame Erkenntnis beginnt mit Glauben.

*

Verstummter Unwillen gährt zu Groll.

*

Selbstgerechtigkeit spiegelt sich in jeder Pfütze.

*

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Weihnachten vor 10 Jahren.

Eine Erinnerung von Heinr. Eggers, Bonenburg.

Knisternder Frost ließ die Aste knacken und jagte alles Lebendige aus seinem Weg. Die dunkle Bläue des Himmels war längst zum tiefsten Schwarz übergegangen mit blinkenden, blitzenden Punkten. Sternenferne Welten sandten ihre strahlenden Grüße zur Erde — ein winziges Licht.

Bäume, nackt, kahl, zerrissen und zerschmettert, werfen körperliche Schatten in ihre Umgebung. Eisiger Ostwind blies seine heulende Todessymphonie, in die hinein sich ab und zu ein scharfes Knallen mischte: Krieg.

Feindlich gegenüber standen sich Völker, weil Rachedurst und Neid die Welschen nicht ruhen ließ.

Stacheldrähte in unentwirrbaren Haufen umstanden schützend tiefe Gräben, wo Menschen ihre Unterkunft hatten. Und hier und dort eine reglos scheinende Gestalt mit bereit liegendem Gewehr in das Dunkel hinausstarrend und horchend.

Ein zuckender Feuerstrahl, ein Knall, weiterhin ein Pfeifen . . . . Postenfeuer . . . .

Im Unterstand des Batl.-Kommandeurs flackerte spärliches Feuer; die vereisten Zweige wehrten sich